

Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1946)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht schuld; das ist jetzt einmal so Brauch, aber schlechter Brauch.

Die Behandlung des Abstimmungsergebnisses in der Presse war aber auch nicht durchweg gut. Da berichtete eine Zeitung ganz richtig aus Zofingen, der Verkehrsartikel sei mit 45 345 Nein gegen nur 23 444 Ja verworfen worden, gleich darunter aber aus Sarnen verkehrt, die Obwaldner hätten ihn mit 566 Ja gegen 3522 Nein verworfen, und aus Schaffhausen ebenso geistreich, der Kanton habe mit 5859 Ja gegen 8108 Nein verworfen, die Stadt mit 2511 Ja gegen 3353 Nein abgelehnt. Und doch stand auf dem amtlichen Blatte, werden Gegenentwurf annehmen wolle, solle „Ja“ schreiben, wer ihn verwerfen wolle, „Nein“. Mit „Ja“ kann man gar nicht verwerfen und ablehnen, das kann man nur mit „Nein“. Am selben Tage soll der Kanton Uri ein Wirtschaftsgesetz mit 1172 Stimmen Ja verworfen haben (es waren halt noch 3997 Nein dabei!)

Dürfte ein Sezer solchen Unsinn nicht von sich aus verbessern? Wahrscheinlich würde es nicht einmal der Verfasser einer solchen Meldung merken!

Briefkasten

G. N., R. Das ist sehr vernünftig und, da das Vernünftige in diesen Dingen gar nicht das Übliche ist, geradezu schön von Ihnen, daß Sie Ihre Firmentafel nicht mehr mit „Manufakturwaren“, sondern mit „Tuchwaren“ bemalen lassen wollen. Da das sechs Buchstaben weniger ausmacht, wird es erst noch billiger, und

das deutsche Wort ist nicht nur kürzer, sondern gemeinverständlicher, also demokratischer. Was Tuchwaren sind, versteht ja jedes Kind; aber um zu wissen, was man unter „Manufakturwaren“ versteht, muß man schon beinahe vom Fach sein; von der Sprache aus ist es mißverständlich; denn Manufaktur bedeutet wörtlich Handarbeit, aber Ihre Manufakturwaren sind schwerlich handgesponnen und handgewoben, sondern Fabrikarbeit. Mit größerem Recht könnte ein Möbelschreiner oder Spengler seine Werke Manufakturwaren nennen (und sich selber griechisch Chirurg, was wörtlich Handarbeiter bedeutet). Noch nobler als Manufakturwaren wäre „Manufactures“ gewesen, wie man es z. B. in einem Dörfchen eines Seitentälchens des Tößtals (!) lesen kann. Aber Sie haben sich entschlossen zu Tuchwaren. Alle Achtung! Wenn dann noch ein Marchand-Tailleur sich entschließt, Schneider zu werden, wie schon viele Metzger aus ihren Boucherien Metzgereien gemacht haben... das wären so kleine Fortschrittlein, über die sich der Freund der Muttersprache freuen könnte. Daß aber ein Coiffeur sich Haarschneider nennt, weil er teils mit der Schere, teils mit dem Messer die Haare schneidet, kann man bei einem so hochkultivierten Beruf freilich nicht verlangen.

A. B., J. und J. A., U. Ihre Fragen berühren sich; darum werden Sie erlauben, daß wir Ihnen beiden zugleich antworten. Zunächst: „Reines Herzens“ oder „reinen Herzens“? Grammatisch gesprochen heißt das: wird das ohne Geschlechtswort ste-

hende männliche oder sächliche Eigenschaftswort stark gebeugt (d. h. mit =s im Wesfall) oder schwach (mit =en)? Das gehört nach Wustmann „zu den unbehaglichsten Kapiteln der deutschen Grammatik“. Ursprünglich herrscht die starke Form in allen Beugungsfällen, und wir sagen im Wesfall heute noch: guter Wein, gutes Wasser. So auch im Wem- und im Wenfall: „Guten Wein ziehe ich schlechtem Wasser vor“ und umgekehrt: „Gutes Wasser ziehe ich schlechtem Weine vor.“ So hielt man es bis ins 18. Jh. hinein mit wenigen Ausnahmen auch im Wesfall; deshalb übersetzte Luther: „Selig sind, die reines Herzens sind“ und „Sie sind voll süßes Weins“. Im Laufe des 18. Jahrhunderts aber schwankte der Gebrauch. Bei Klopstock kommt beides vor; der junge Goethe beugte stark, der ältere schwach, der alte wieder stark. Bürger sagte noch „hohes Muts“, und Schiller schreibt in „Wallensteins Tod“ (1799) noch „stehendes Fußes“, hatte aber im „Don Karlos“ (1786) „stehenden Fußes“ geschrieben und schrieb in der „Jungfrau“ (1801) und im „Tell“ (1804) wieder so. Heute ist die schwache Form durchgedrungen, und die starke alte Form kommt höchstens noch in überlieferten festen Formeln vor wie etwa in „geradeswegs“ (neben „geradenwegs“). Wenn also die Büchergilde Gutenberg ein Buch erscheinen läßt mit dem Titel „Reines Herzens“, so will sie damit offenbar Luthers Fassung (Matthäus 5, 8) anklingen lassen. Solche Altertümlichkeiten sind berechtigt und haben ihren eigenen Reiz, wirken aber auch, wie Ihr Beispiel zeigt, etwas verwirrend.

Noch nicht ganz so weit wie bei den Eigenschaftswörtern ist diese Entwicklung gediehen bei den Für- und unbestimmten Zahlwörtern. Wir sagen immer noch „keineswegs“ und nie „keinenwegs“, aber neben „keinesfalls“ doch auch schon „keinenfalls“. Wir sagen noch „jedes Tages“, „jedes Jahres“, „jedes Schlages“, und Duden fügt ausdrücklich bei, das sei besser als „jeden Jahres“ usw.; damit gibt er aber gerade zu, daß diese Formen auch schon üblich seien und deshalb nicht mehr als falsch bezeichnet werden dürfen. Ganz fest geworden ist die schwache Form schon in „jedemfalls“, „allenfalls“ und „nötigenfalls“. Selbstverständlich ist sie, wenn das Geschlechtswort „ein“ vorausgeht: „eines jeden Tages“ (wie beim Eigenschaftswort: „eines reinen Herzens“), und das hat vielleicht den Uebergang auch des allein stehenden „jedes“ zu „jeden“ befördert. Der Sinn ist ja derselbe; die Form mit „ein“ stellt bloß etwas mehr vor. Auch bei andern Zahlwörtern schwankt der Gebrauch: wir nennen Gott den Schöpfer „alles Lebens“, aber wir tun das „allen Ernstes“ und nicht „alles Ernstes“. Wir sagen „einstenteils“, aber „andernteils“ und nicht „eintenteils“ und „andersteils“. Man hat zur Erklärung des Uebergangs von der starken zur schwachen Beugung schon den Wohlklang herbeigezogen und gesagt, die zwei aufeinanderfolgenden =s oder =es täten dem Ohre nicht wohl; dazu würde stimmen, daß vor weiblichen Wörtern die starke Form noch unerschütterter ist: jeder Woche, jeder Stunde, jederzeit, anderseits, keinerlei. Aber wer nicht nur mit dem Trommelfell, sondern mit

dem innern Ohre hört, zieht im Zweifelsfall die starke Form vor und faßt zu Anfang jedes Tages den Vorsatz, keinesfalls „keinenfalls“ zu sagen.

D. 3., B. Ob man sagen könne: „Im Anfang war der Verwaltungsrat wie folgt zusammengesetzt: ... C. W., Direktor der Rentenanstalt, die soeben durch die Kreditanstalt gegründet war“ oder ob es heißen müsse: „gegründet worden war?“ Unzweifelhaft ist das „worden“ in gutem Deutsch hier notwendig. Zur Gegenwart „Ich werde geliebt“ gehört die Vor Gegenwart „Ich bin geliebt worden“ und zur Vergangenheit „Ich wurde geliebt“ die Vorvergangenheit „Ich war geliebt worden“. Zum Ausdruck der Leidform brauchen wir im Deutschen das Hilfszeitwort „werden“, und dieses kommt in der Vor Gegenwart und in der Vorvergangenheit in die Form des Mittelworts „worden“. Es ist eben ein Unterschied zwischen „Das Geschütz ist (oder: war) geladen“ und „Das Geschütz ist (oder: war) geladen worden“. Im ersten Satz wird ein dauernder Zustand beschrieben, im zweiten ein abgeschlossener Vorgang, der zu einer bestimmten Zeit unter bestimmten Umständen stattgefunden hat. Man kann sagen: „Das Geschütz ist (oder: war) seit zwei Stunden geladen“, weil dieser Zustand noch andauert oder andauerte, aber man wird sagen: Das Geschütz ist (oder: war) schon vor zwei Stunden geladen worden“, weil das Laden ein abgeschlossener Vorgang ist. Der Geschäftsherr kann fragen: „Ist der Brief nach Genf schon beantwortet?“ und die Antwort kann

lauten: „Jawohl, er ist beantwortet“, d. h. die Sache ist in Ordnung. Ebenso in der Vergangenheit: „War der Brief nach Genf schon beantwortet, als das Telegramm kam?“ „Jawohl, er war schon beantwortet.“ Man könnte aber nicht sagen: „Jawohl, er ist (oder: war) sofort beantwortet“ oder „Er ist (oder: war) von Herrn A. beantwortet“, sondern mit diesen nähern Angaben von wann, wo, wie usw. (in Ihrem Beispiel „soeben“) wird ein Vorgang erzählt. Diese Möglichkeit der Unterscheidung von Zustand und Vorgang bedeutet eine Bereicherung der Sprache und sollte erhalten bleiben. Sie ist freilich erst im spätern Mittelalter auf gekommen, dann aber vor allem im oberdeutschen Sprachgebiet durchgedrungen, auch in unserer Mundart. Wir würden wohl sagen: „Das Geschütz ist seit zwei Stunden glade“, aber nicht, es sei „vor zwei Stunden glade“, sondern „glade worde“. Die Form ohne „worden“ gehört der norddeutschen Umgangssprache an, die wir in unserm schweizerischen Hochdeutsch nachzuahmen gar keinen Anlaß haben. Sie kommt vereinzelt auch bei norddeutschen Schriftstellern vor, aber nicht zum Vorteil des Ausdrucks; denn sie bedeutet eine Verarmung. Sie wird denn auch in den Lehrbüchern getadelt. — Wenn an der Stelle von „war“ vorher stand „wurde“, so war das natürlich auch falsch, denn die Gründung der Rentenanstalt ging doch der Wahl des Verwaltungsrates voraus, und da dieser „am Anfang zusammengesetzt war“ (Vergangenheit!), so muß die Gründung in die Vorvergangenheit versetzt werden, also

„gegründet worden war“. Damit, daß man für „wurde“ einfach setzte „war“, wurde die Sache nicht besser.

Büchertisch

Charly Clerc, Professor, ETH.: *En Suisse allemande, la langue et le dialecte.* — Editions la Concorde, Lausanne. Brosch. 21 S. Fr. 1.50.

Wer seit dem Kriegsende die welschen Zeitungen gelesen hat, weiß, daß gewisse westschweizerische Kreise von der Niederlage Deutschlands auch eine günstige Rückwirkung auf das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz erhoffen. Man ist daher auf den Inhalt dieses Heftchens gespannt. Wird hier ein Welschschweizer ein Loblied auf die Mundart singen, um uns Deutschschweizer in der Ansicht zu bestärken, daß die deutsche Schriftsprache für uns eigentlich eine Fremdsprache sei? Auf den ersten Blick könnte man es meinen. Gleich zu Anfang wird das vom Verfasser erlebte Münsterchen erzählt, wie in den Jahren vor dem Krieg ein Zürcher an einer Parteiversammlung in Bollikon ausgerufen habe: „Wenn schon eine Fremdsprache, dann lieber Französisch, schon den Welschen zu lieb!“

Aber Clerc ist weit davon entfernt, diesen Vorfall beifällig zu vermerken. Er nimmt ihn ganz einfach zur Kenntnis als Ausdruck einer verständlichen, aber übertriebenen Reaktion auf die

schwere Bedrohung der Schweiz durch ihren nördlichen Nachbarn, um dann festzustellen, daß die Deutschschweizer im Wesentlichen unerschütterlich sowohl an der Mundart als auch an der deutschen Schriftsprache festhalten wollen.

Den Welschen — an sie wendet sich der Verfasser vorerst ausschließlich — ist gerade unser Festhalten an der Mundart neben der Literatursprache nicht leicht verständlich, und so betrachtet es denn der Verfasser als ein Hauptanliegen, ihnen die Vorzüge der Mundart als „Hüterin und Offenbarerin unserer Heimat“ nahe zu bringen. Das tut er in so geschickter, feinfühligere und sachkundiger Weise, daß man am Erfolg nicht zweifeln kann.

Mit einem zweiten Anliegen aber wendet sich Clerc doch noch an uns Deutschschweizer: er bittet uns, neben der Mundart vermehrt auch die Schriftsprache zu pflegen und vor allem im Verkehr mit den welschen Miteidgenossen ungehemmter anzuwenden; zu ihrem und unserem wahren Nutzen und zum Vorteil eines besseren gegenseitigen Sichfindens und Verstehens!

Aus dem ganzen Aufsatz spürt man einen Mann von Geist heraus, der als wahrer Schweizer und Europäer für das Besondere und Artümliche unserer heimatlichen Werte sowohl als auch für das Allgemeine und Geistverbundene der deutschen Literatursprache tiefes Verständnis hat. Diesem welschen Mitbürger und Freund reichen wir im Geiste freudig die Hand. A. S.